

Für jede veröffentlichte
Geschichte erhalten Sie
bis zu 150 Euro!

Pandemie-Panik: Sollen sich die Patienten einmauern?

Etwas Realismus tut Not

Heitere, ärgerliche und oft auch seltsame Erlebnisse prägen den ärztlichen Alltag. Schicken Sie uns Ihre Geschichten an: cornelius.heyer@springer.com



Um es klar zu sagen: Ich habe einen Heidenrespekt vor diesem hochaggressiven SARS-CoV-2. Die Bilder aus Italien, Spanien und den USA sind erschütternd. Die vielen Todesfälle schmerzen, auch weil ein Teil davon wohl vermeidbar gewesen wäre. Bei uns läuft das Krisenmanagement insgesamt sehr gut. Jeden Morgen schaue ich als erstes auf die aktuellen Fallzahlen des RKI, hoffend und bangend.

Aber Einiges wird auch übertrieben. Es wird ja manchmal geradezu so dargestellt, als müssten wir an die Türen unserer Praxen Warnschilder hängen: „Achtung, Betreten nur unter Lebensgefahr und auf eigene Verantwortung!“ Da wird uns z. B. geraten, vom 1. bis zum 3. Quartal auf die DMP-Kontrollen zu verzichten, um unsere Patienten nicht zu gefährden. Traut man uns nicht zu, die Praxis-Abläufe verantwortlich zu gestalten?

Neulich hatte ich einen multimorbiden DMP-Patienten, dessen sonst verlässlich um 7,0% liegender HbA_{1c}-Wert innerhalb der letzten drei Monate auf 9,0% geklettert war, trotz regelmäßiger Medikamenteneinnahme. Erklärung: 10 kg Gewichtszunahme, Frustessen, mangelnde Bewegung wegen Corona-Angst: „Keine zehn Pferde bringen mich aus der Wohnung, da draußen lauert das Virus!“ Hätte ich diesen Patienten wirklich neun Monate lang ohne



„Da draußen lauert das Virus!“

Kontrolle laufen lassen sollen? Wäre der Schaden nicht größer gewesen als das Infektionsrisiko?

Auch unseren körperlich und geistig fitten Hochbetagten kann ich doch nicht empfehlen: Bleibt daheim! Wir haben z. B. eine 88-jährige Patientin, die noch regelmäßig die vier Etagen zu ihrer Wohnung die Treppe nimmt und sich selbst versorgt – alles super! Wenn sie aber jetzt mehrere Monate die Wohnung nicht mehr verlässt, hat sie ganz schnell eine Sarkopenie, baut Kondition ab – und schafft es dann gar nicht mehr ins Erdgeschoss, geschweige denn zurück. Das kann's doch auch nicht sein!

Dr. Michaela Rieke, Düsseldorf

Vielleicht beruhigt das sanfte Meer seinen Geist

Als er auf die Welt kam, war seine Familie außer sich vor Glück. Sie waren aus einer unruhigen Region geflüchtet und hatten es nach Deutschland geschafft. Nun sollte alles gut werden.

Doch der Junge entwickelte sich nicht so, wie sie es sich vorgestellt hatten. Alle Bemühungen um dieses doch so sehr gewünschte Kind schlugen fehl. Nichts wollte ihm gelingen. Der Kampf durch die Schule war ein Alptraum, und die an-

schließende Suche nach einer geeigneten Ausbildung scheiterte. Man hatte sich ärztliche Hilfe geholt und bekam die Diagnose „Autismus“. Das war schwer zu verkraften. Drei Generationen wollten ein neues Leben mit der Gründung eines Handwerksbetriebs beginnen – und der Junge war darin auch eingepplant. Dann kam eines Tages die erstaunliche Wendung. Stolz berichtete mir die Mutter, ihr Sohn sei jetzt in der „Reederei“ –

und es ginge ihm dort gut. „Oha!“, sagte ich anerkennend, und dachte bei mir: „Erstaunlich!“

Die Sache klärte sich jedoch relativ schnell auf, als die Mutter fortfuhr. Offenbar befand sich der Sohn nicht auf hoher See, sondern in einer psychosomatischen Klinik. Dort hatte er eine Gesprächstherapie begonnen. Seine Reederei hatte also nur ein E.

Dr. Luise Hess, Darmstadt